

2

Mein Dad war nie im Radio, dabei hatte er eine tolle Stimme. Kräftig und doch sanft, ein knisterndes Feuer in der kältesten Nacht des Jahres. Schon als Jugendlicher brachte er kaputte Radios wieder in Ordnung, und später besaß er einen Reparaturladen für Elektrogeräte, in dem er irgendwann natürlich auch Laptops und Handys annahm. Goldstein Gadgets: mein liebster Ort auf der Welt.

Die Begeisterung fürs Radio habe ich von ihm, nur seine Stimme habe ich nicht geerbt. Ich habe eine von diesen hohen Stimmen, über die Männer sich gern herablassend äußern. Schrill. Unintelligent. *Mädchenhaft*, als ob als Mädchen bezeichnet zu werden die schlimmste Art von Beleidigung wäre. Ich bin mein Leben lang wegen meiner Stimme aufgezogen worden, und immer wenn ich zum ersten Mal mit jemandem rede, bereite ich mich innerlich auf geschickt getarnte Spitzen vor.

Meinem Dad machte meine Stimme nichts aus. Wir moderierten Radiosendungen in unserer Küche («Erzähl uns, Shay Goldstein, was für ein Müsli isst du heute zum Frühstück?») und auf Autofahrten («Kannst du die Landschaft an diesem Rastplatz mitten im Nirgendwo beschreiben?»). Ich verbrachte ganze Nachmittage mit ihm bei Goldstein Gadgets, machte dort meine Hausaufgaben und hörte mit ihm Gameshows, *Car Talk* und *This American Life*. Alles, was wir brauchten, war eine gute Geschichte.

Ich wollte unbedingt, dass mein Dad mich im Radio hörte, selbst wenn es niemand anders tat.

Als er in meinem letzten Jahr an der Highschool an einem plötzlichen Herzstillstand starb, war ich am Boden zerstört. Auf einmal war mir alles egal. Meine Kurse, meine Freundinnen. Ich schaltete wochenlang kein Radio mehr ein. Irgendwie schaffte ich es, mit einem einigermaßen passablen Notendurchschnitt an der University of Washington angenommen zu werden, konnte meine Zulassung aber nicht mal feiern. Ich war immer noch tief in Depressionen versunken, als ich mein Praktikum beim Pacific Public Radio an Land zog, und ganz allmählich befreite ich mich aus der Finsternis und gelangte zu der Überzeugung, dass der einzige Weg voran darin bestand, wieder aufzubauen, was ich verloren hatte. Und mit neunundzwanzig klammere ich mich nach wie vor an diesen kindischen Traum.

»Bring die Leute zum Weinen, und dann bring sie zum Lachen«, sagte mein Dad immer. »Aber vor allem erzähl eine gute Geschichte.«

Ich weiß nicht, was er zur *Tiersprechstunde* gesagt hätte.

Beim Abendessen fühle ich mich wie das fünfte Rad am Wagen. Meine Mutter und ihr Freund Phil und meine beste Freundin Ameena und ihr Freund TJ sitzen bereits in dem französisch-vietnamesischen Fusion-Restaurant in Capitol Hill, als ich endlich aus dem Feierabendverkehr dazukomme. Ameena Chaudhry und ich haben als Kinder gegenüber voneinander gewohnt, sie ist seit über zwanzig Jahren eine Konstante in meinem Leben.

»Nur zehn Minuten zu spät«, ruft Ameena. Kaum ist sie von ihrem Stuhl aufgesprungen, fängt sie mich wie mit einem Lasso ein und umarmt mich fest. »Das ist ein neuer Rekord, oder?«

TJ zieht sein Handy hervor und checkt die Notizen-App. »Es gab da noch dieses eine Mal im März, wo wir alle pünktlich waren bis auf Shay, die nur drei Minuten zu spät kam.«

Ich verdrehe die Augen, aber das schlechte Gewissen nagt an mir. »Ich freue mich auch, euch zu sehen. Und es tut mir wirklich leid. Ich wollte noch schnell eine Sache zu Ende bringen und hab völlig die Zeit aus den Augen verloren.«

Wir versuchen, unsere gemeinsamen Abendessen so regelmäßig wie möglich hinzubekommen – kein leichtes Unterfangen. Meine Mutter und Phil spielen bei der Seattle Symphony und haben regelmäßige Abendauftritte, Ameena ist Recruiterin bei Microsoft, und TJ macht irgendwas wichtig Klingendes in Finanzen, was ich noch nie richtig verstanden habe. Und ich bleibe ab und zu – okay, meistens – länger im Sender, um sicherzustellen, dass für den nächsten Tag alles vorbereitet ist. Heute habe ich noch eine Stunde lang mit Mary Beth Barkley telefoniert, um mich bei ihr zu entschuldigen.

Ich umarme meine Mom und TJ, dann schüttele ich Phil die Hand. Ich weiß immer noch nicht richtig, wie ich damit umgehen soll, dass meine Mutter einen Freund hat. Bis sie mit Phil zusammenkam, schien sie nie daran interessiert, jemand Neues kennenzulernen. Die beiden waren allerdings schon lange befreundet, und ein paar Jahre nachdem wir Dad verloren hatten, hat auch er seine Frau verloren. Sie unterstützten einander im Trauerprozess, der natürlich nie wirklich endet, bis sie schließlich zu einer anderen Art Unterstützung füreinander wurden.

Inzwischen sollte ich eigentlich daran gewöhnt sein, aber als sie letztes Jahr vertrauter miteinander wurden, hatte ich mich gerade erst an die Vorstellung gewöhnt, dass meine Mutter verwitwet war.

»So gern ich Shay auch ärgere«, sagt meine Mutter und lächelt mich an, »aber ich bin am Verhungern. Wir wäre es mit einer Vorspeise?«

Phil deutet auf die Karte. »Die Chili-Kumin-Rippchen sollen hervorragend sein«, sagt er mit seinem nigerianischen Akzent.

Nachdem wir bestellt und uns darüber ausgetauscht haben, wie unser Tag war, wechseln Ameena und TJ kurz Blicke. Bevor die beiden zusammenkamen, haben Ameena und ich solche Blicke getauscht und Insiderwitze geteilt. Wieder einmal wird mir bewusst, dass ich mit niemandem zusammengehöre, und das ist schon leicht deprimierend. Ameena und TJ wohnen zusammen, von daher ist es natürlich ganz normal, dass sie ihm als Erstes Dinge erzählt, und meine Mutter hat Phil. Ich bin nur eine verlässliche Nummer zwei, aber für niemanden der wichtigste Mensch.

Mit Dating-Apps mache ich gerade eine Pause, die ich gelegentlich einlege, wenn das Swipen mal wieder extrem frustrierend geworden ist. Meine Beziehungen dauern nie länger als ein paar Monate. Anscheinend bin ich viel zu sehr darauf fixiert, dahin zu kommen, wo Ameena und TJ jetzt sind, fünf Jahre nachdem sie ihre To-go-Getränke in einem Café verwechselten, und überstürzte es deswegen immer. Ich war noch nie *nicht* die Erste, die *Ich liebe dich* sagte, und Stille als Antwort ertrage ich eben auch nicht unendlich oft.

Ich kann mir einfach nichts vormachen – ich will unbedingt dieser wichtigste Mensch für jemanden sein, der Mensch, dem alles als Erstes erzählt wird.

»Es gibt Neuigkeiten«, sagt Ameena. »Ich habe morgen ein Vorstellungsgespräch bei der Naturschutzbehörde. Na ja, das ist nicht wirklich neu, aber fast. Es ist auch nur das erste Telefoninterview, aber ...« Sie zuckt mit den Schultern, doch ihre dunklen Augen leuchten vor Aufregung.

Als Ameena bei Microsoft anfang, war ihr Ziel, genug Erfahrung zu sammeln, um später mal als Recruiterin für eine Organisation zu arbeiten, die Gutes tut, im Idealfall für die Umwelt. An der Highschool war sie schon Gründerin und Präsidentin unseres Kompost-Clubs. Und ich war automatisch Vizepräsidentin. Ameena ist ein Fan von Slow-Fashion, kauft alle ihre Kleidung in Secondhandläden und auf Flohmärkten, und sie und TJ haben einen beeindruckenden Kräutergarten auf dem Balkon.

»Ist das dein Ernst? Das ist unglaublich!«, sage ich und greife nach einem der Rippchen, die der Kellner gerade in die Mitte des Tisches gestellt hat. »Haben die ein Büro in Seattle?«

Ihr Strahlen verblasst. »Äh, nein«, sagt sie. »Die Behörde sitzt in Virginia. Aber ich glaub eh nicht, dass ich den Job kriege.«

»Mach dich nicht klein, bevor das Gespräch überhaupt stattgefunden hat«, sagt Phil. »Weißt du, wie viele Menschen für das Sinfonieorchester vorspielen? Wir hatten

eigentlich auch keine guten Chancen, obwohl ich finde, es war absoluter Blödsinn, dass Leanna dreimal vorspielen musste.«

»Ach«, sagt meine Mutter und winkt ab, freut sich aber offensichtlich über das Kompliment.

»Virginia ist ... ganz schön weit weg«, sage ich sehr intelligent.

»Ignorieren wir die Sache mit Virginia doch erst mal.« Aameena streicht einen losen Faden von dem anthrazitgrauen Vintage-Blazer, um den wir uns letzten Monat bei einer Haushaltsauflösung gestritten haben. »Ich glaube wirklich nicht, dass ich den Job kriege. Ich bin die Jüngste in meinem Recruiting-Team. Wahrscheinlich wollen sie jemanden mit mehr Erfahrung.«

»Ich wäre gern noch die Jüngste«, sage ich und nehme mir Aameenas Vorschlag *Ignorieren wir die Sache mit Virginia doch erst mal* ganz zu Herzen. Virginia ist ohnehin nichts, was ich mir vorstellen kann. »Ich habe das Gefühl, die Praktikanten werden von Jahr zu Jahr jünger. Und sie sind alle so ernst und naiv. Einer hat mir neulich tatsächlich erzählt, er hat keine Ahnung, wie eine Kasette aussieht.«

»So wie dieser Reporter, über den du dich immer auslässt?«, fragt meine Mutter.
»Wie heißt er noch mal?«

»Dominic irgendwas, oder?«, sagt Phil. »Mir gefiel sein Beitrag über Kunstförderung in Seattle verglichen mit anderen Großstädten.«

»Dominic ist kein Praktikant, er ist Kents Lieblingsreporter.« Und anscheinend der neue Star von *Puget Sounds*, nach allem, was ich nach der Sendung beim Schnüffeln in den sozialen Netzwerken gelesen habe. Twitter liebt ihn, was beweist, dass Twitter eine Höllenseite ist.

»Werde du erst mal dreißig«, sagt Aameena. Vor zwei Monaten, im Dezember, haben wir ihren dreißigsten Geburtstag gefeiert, und im Oktober bin ich dran. Ich verdränge es immer noch.

Meine Mutter winkt ab. »Bitte. Ihr seid doch beide noch Babys.« Sie hat gut reden, meine Mutter ist umwerfend schön: dunkelrote Haare, scharf geschnittene Wangenknochen und ein Schrank voller schicker schwarzer Kleider, die Audrey Hepburn zum Weinen bringen würden – leise und wunderschön, versteht sich. In einem Sinfonieorchester mit fünfzig Musikerinnen und Musikern stiehlt sie jeden Abend allen die Show.

Ich löse meinen tief sitzenden Pferdeschwanz und kämme mit den Fingern durch die langen Stirnfransen, die bis an den oberen Rand meiner Schildpattbrille reichen. *Dick, braun und stumpf*: die einzigen Adjektive, die meine Haare treffend beschreiben, und alle sind sie tragisch. Inzwischen sollte ich eigentlich gelernt haben, meine Haare zu stylen, aber ich kämpfe immer noch abwechselnd einen Tag mit dem Glätteisen und den

anderen mit dem Lockenstab, bevor ich meistens wieder aufgebe und sie zum Pferdeschwanz zusammenbinde.

Erst als ich meine Mutter genauer betrachte, um nach äußerlichen Ähnlichkeiten zwischen uns zu suchen – Spoiler: es gibt keine –, fällt mir ihr seltsames Verhalten auf. Sie reibt sich ständig die Kuhle unter dem Hals, eins ihrer verräterischen Zeichen von Nervosität, und als der Hauptgang kommt, schiebt sie ihr Essen nur auf dem Teller umher, statt es zu probieren. Sie und Phil sind normalerweise sehr zärtlich miteinander. Wir hatten vor einiger Zeit eine Expertin für Körpersprache in der Sendung, und so, wie sie das Verhalten von frisch Verliebten beschrieb, passte es perfekt auf die beiden. Für gewöhnlich legt Phil meiner Mom ständig die Hand auf den unteren Rücken, und sie berührt ihn oft an der Wange und streicht ihm mit dem Daumen darüber.

Doch heute Abend nichts davon.

»Was macht das Haus?«, fragt mich Phil, und ich antworte mit dramatischem Stöhnen. Er hält abwehrend die Hände hoch und lacht. »Oh, tut mir leid. Ich wusste nicht, dass es ein sensibles Thema ist.«

»Nein, nein«, sage ich, auch wenn das Thema tatsächlich ein wenig sensibel ist. »Mit dem Haus ist alles super, ich wünschte nur, ich hätte gewartet, bis ich etwas Kleineres gefunden hätte.«

»Wie viele Zimmer hat es noch mal? Vier? Und ein Bad?«

»Ja, aber ...«

Ameena und ich hatten uns jahrelang eine Wohnung in Ballard geteilt, bevor sie mit TJ zusammenzog. Mir ein Haus zu kaufen schien mir der richtige nächste Schritt zu sein: Ich war fast dreißig, hatte genug Geld gespart und würde Seattle so schnell nicht verlassen. Beim öffentlichen Radio zu arbeiten ist ein bisschen wie dem Obersten Gerichtshof zu dienen – die meisten Leute bleiben ziemlich lange. Selbst wenn ich moderieren wollte, würde ich bei keinem anderen Sender einen Job bekommen. Ohne Erfahrung eine Stelle als Moderatorin zu ergattern ist unmöglich, es sei denn, du punktest mit Erfahrungen im Bett. Die Freuden der Jobsuche als Millennial.

Weil es mir also der nächste Schritt im Erwachsenwerden schien, kaufte ich mir ein Haus, ein Wallingford Craftsman, das meine Immobilienmaklerin als gemütlich bezeichnete, mir für eine Person aber oft zu groß vorkommt. Es ist immer kalt, und sechs Monate, nachdem ich die Möbel ausgesucht habe, von denen ich dachte, dass ich sie mochte, fühlt es sich immer noch leer an. Einsam.

»Ich hab wohl noch einiges dran zu tun«, erkläre ich, auch wenn ich nicht genau weiß, was.

»Es war eine gute finanzielle Entscheidung«, sagt Phil. »Ein Hauskauf ist eine gute Investition. Und von meinen Kindern wird immer jemand bereit sein, dir beim Streichen